

Sex auf Schweizer Banken

- Jaques Ittensohn (D45) –

aus: Ittensohn, J. (2007): Schweizer Bankiers lächeln nie. Lebenserinnerungen eines Finanzanalytikers. Books on Demand, Norderstedt.

“Zitterst Du auch, wenn Du zu einem Weib gehst!” Nein, mit meinen 19 Jahren war ich noch komplett unschuldig und jungfräulich. Und was soll man in einer Autobiographie, wenn da noch alle Angehörigen mitlesen können, über die Liebesabenteuer eines ungeschickten, schüchternen, unwissenden und doch auch wieder neugierig aggressiven Jünglings schreiben? Da könnte nur die gut bürgerliche und kirchlich untermauerte Geschichte der Gefühle und auch die nur ohne Details beschrieben werden. Ohnehin, dieser Grobian von Feldweibel hatte mit seinem unzünftig gemeinten Ausdruck “Weib” bei mir eine empfindliche Stelle getroffen. “Gehst Du zum Weibe, vergiss die Peitsche nicht!” liess Nietzsche seinen Zarathustra sagen. Er traf damit durchaus die männliche Denkweise des vorigen Jahrhunderts und wohl des rückständigen Instruktionsfeldweibels.

Die Schweizerische Bundesverfassung von 1848 hatte die Frauen bei den Artikeln über Stimm- und Wahlrecht totgeschwiegen. Und im Eherecht stand die Frau ganz unter der Herrschaft des Mannes. Sie hatte kein Eigentum: das von ihr eingebrachte oder verdiente Gut gehörte dem Herrn und Meister im Hause. Die Frau verlor in gewissem Sinne durch die Heirat ihre Stellung als unabhängige Bürgerin. Mein Pflegevater titulierte seine Ehefrau immer als “Kind”. “Kind, tu dies; Kind, unterlasse das!” Und er gab ihr das Haushaltsgeld 10 Franken-weise. Das Kind hätte doch sonst zuviel auf’s Mal ausgegeben. Zur Sicherung des Nachwuchses und der Stabilität der Eheverhältnisse hatten Staat und Kirche die beherrschende Stellung meines Geschlechtes untermauert.

Als Emilie Kempin-Spyri, die Nichte der Heidi-Dichterin und erste Juristin der Schweiz, an das Bundesgericht gelangte, weil ihr die Anwaltstätigkeit im Kanton Zürich verboten worden war, hiess es im Urteil: “Die volle rechtliche Gleichstellung der Geschlechter auf dem Gebiete des gesammten (sic) öffentlichen und Privatrechtes sei ebenso neu als kühn, sie könne aber nicht gebilligt werden”. Wie es in ihrer kürzlich erschienenen Biographie “Die Wachsflügelfrau” von Eveline Hasler - Verlag Nagel und Kimche 1991 - heisst, setzte sich Emilie Kempin-Spyri zur Ausübung ihrer beruflichen Tätigkeit nach den USA ab und endete nach ihrer Rückkehr ins “demokratische” Heidi-Land im Irrenhaus, wie der Antipode Nietzsche. Diese Ungerechtigkeit gegenüber den Frauen wurde erst in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aufgehoben. Ich habe nie begriffen, warum die weibliche Intelligenz der männlichen unterlegen sein soll. Selbstverständlich können nur Frauen Kinder gebären und dieses Privileg mag ihr Wesen, in einem durchaus positiven Sinne, anders ausprägen als das unsrige.

Die Idee zu diesem eingeschobenen Kapitel in meinen Lebenserinnerungen ergab sich aus einem Anlass, der Ende 1997 stattfand. Es handelte sich um die Jahresversammlung der Schweizerischen Vereinigung für Finanzanalyse und Vermögensverwaltung, der ich im Olympischen Museum in Ouchy-Lausanne beiwohnte. Bei diesem Museum handelt es sich um das zu wohl zu Ehren seiner Hoheit, des Präsidenten des Olympischen Komitees, Samaranch, erbaute "verfrühte" Mausoleum. Die verbliebenen Spuren dieses Monumentes werden vielleicht in 4000 Jahren Touristen besuchen, wie zu heutiger Zeit die Gräberstädte in Aegypten. Aber vielleicht hat bis dahin ein Asteroid unsere ganze Zivilisation vernichtet?

Beim lustigen und feuchten Mittagessen erzählte ich meinem Freunde Charlie, der in den 70er Jahren in meiner Abteilung in Basel gearbeitet hatte und nun in einem hochwohlgeborenen Range einer angesehenen Bank steht, vom Plan meiner Memoiren. "Tu dois surtout parler des histoires de cul dans les banques" - "Du musst vor allem von den pikanten Sexgeschichten auf den Banken reden" war sein Ratschlag. "Mon cul" - "Mein Arsch" sagte jeweils die legendäre "Zazi dans le Métro", im Roman des Surrealisten Raymond Queneau: "Napoléon avec son chapeau à la con, mon cul - Napoleon mit seinem verarschten Hut - mein Arsch!"

Ach ja, unser männlicher Humor hat wohl zur Hälfte mit Militärgeschichten und zur anderen Hälfte mit Sexgeschichten zu tun. Und je länger je mehr tritt der militärische Teil mit den jungen Generationen in den Hintergrund. Schon Sigmund Freud begann sein psychoanalytisches Werk "Der Witz" mit einer dieser Geschichten, deren ungefähren Inhalt ich hier wiedergebe: "Ein Paar tritt in ein teures Grand'Hôtel. «Wie haben es wohl diese Dame und dieser Herr, die dort auf der Terrasse sitzen, geschafft, sich einen solchen Aufenthalt zu leisten?», fragt die Dame. Worauf der Herr entgegnet: «Er hat sich wohl etwas verdient und davon etwas zurücklegen können - und sie hat sich wohl etwas zurückgelegt und dabei etwas verdienen können.» In dieser anzüglichen Geschichte ist wohl die männliche Auffassung zum Thema ausreichend beschrieben.

Heute wird die Position der Frau gesetzlich geschützt. Es wird der Schutz vor "Sexual Harassment" - vor sexueller Belästigung - geboten. In den USA geht man so weit, den männlichen Angestellten die Einladung einer weiblichen Angestellten zu einem Drink oder zu einem Essen zu verbieten. Unter solchen Verhältnissen hätte man in Schweizer Banken in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg wohl überhaupt nicht geheiratet. Wo hätte ein braver Bankangestellter eine Frau finden sollen? Er verbrachte sein Leben mit den unzähligen Ueberstunden weitgehend auf der Bank und vermochte es mit seinem mageren Lohn während oder nach seiner Banklehre fast nicht, zu Tanz oder sonstiger Unterhaltung in den "Ausgang" zu gehen. "In-den-Ausgang-gehen" hiess damals der gebräuchliche Ausdruck für solche Vergnügungen.

Normalerweise fand ein Angestellter eben Gefallen an einer Angestellten. Er stellte ihr schon im Büro nach und mag ihr, wenn sonst niemand da war, recht gefährlich nahe

gekommen sein. Psst! Es war sogar von unzüchtigen "Berührungen" die Rede. Dann traf man sich wohl irgendwo am Seeufer oder in einem Wäldchen und plötzlich sprach sie von Unwohlsein und anderen, ähnlichen Beschwerden. Der arme Angestellte musste nun zuhause bei den Eltern oder sonstwo Geld aufnehmen, um zur Heirat schreiten zu können. Das war oft keineswegs eine besonders lustige und festliche Angelegenheit. Glücklicherweise kam zum Lohn eine kleine Heiratszulage, und man konnte sich in den neuen Verhältnissen mit dem Zuwachs – und den Kinderzulagen - mühsam irgendwie einrichten.

Ich erinnere mich an die Schwester einer Freundin, die etwa 1944 durch meine Vermittlung meinen Pflegevater in seiner Bankfiliale aufgesucht hatte. Sie hätte unbedingt Geld gebraucht, um in ihren Umständen heiraten zu können. Onkel Fritz in seiner grünen Gärterschürze, die er bei Kellerarbeiten trug, sprach mit mir über dieses Thema eines Tages auf der Kellertreppe. Er könne doch nur gegen Sicherheiten Geld ausleihen. Man müsse eben Obligationen oder Aktien hinterlegen, oder ein Haus hypothezieren. Und es gehe an bei einem Händler oder einem Handwerker, dessen Bude Ertrag abwerfe. Den heute üblichen Konsumkredit gab es damals nicht. Allerdings verdiente jedermann weniger als heute, und man konnte auch nicht Hand auf einen Teil dieser minimalen Löhne legen, wenn es zur Sicherung des Kredits nötig gewesen wäre . . .

Ein Ingenieur hat mir erzählt, bei seinem Studium an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich hätten die "lustigen" Studenten jeweils am Abend zum Tanzvergnügen das Dancing zur Rose am Limmatquai besucht. Die Armen wussten nicht, dass ihnen dort von den Eltern ausgesandte heiratsfähige Töchter auflauerten und sich an sie heranmachten. Bei geschickter Umgarnung konnte leicht zur späteren Erpressung mit ehelichen Folgen geschritten werden. Bankangestellte waren auf diesem Markte weniger gefragt als Studenten mit später hohen Salären und gesellschaftlich angesehenen Stellungen.

Ich erinnere mich an ein Vorgesetzenseminar am schönen Vierwaldstättersee, in das ich nach meiner Ernennung zum Prokuristen im Jahre 1960 eingeladen worden war. Ein Direktor sprach zu uns von den Pflichten des Chefs. 1. Der Chef muss immer saubere Fingernägel haben - ich schaute auf meine Fingernägel: sie waren schwarz. 2. Der Chef muss immer sorgfältig gekämmt sein - ich griff in meine Haare: sie waren in völlig wirrer Unordnung. 3. Der Chef darf keine ausserehelichen Beziehungen unterhalten - ich schaute auf meinen Hosenschlitz: er war offen.

An diesem Vorgesetzenseminar waren natürlich keine Damen zu sehen. Die erste Dame erschien als einzige etwa zehn Jahre später. Sie war wohl bewusst aus dem Grunde ausgewählt worden, weil bei ihr von Sex Appeal nicht die geringste Rede sein konnte.

Die erste Sexgeschichte auf einer Bank erfuhr ich bei meiner Tätigkeit auf der Schweizerischen Volksbank. Da habe ein Kadermitglied eine Serviertochter in sein Büro geschleppt und dort genotzüchtigt - oder vielleicht war sie gar einverstanden. Er habe sich

erwischen lassen und sei auf der Stelle entlassen worden. Ob ich dieser Geschichte aus den 30er Jahren Glauben schenken soll?

Mein Pflegevater hatte mir das 11. Gebot eingeschärft: "Du sollst nie eine Serviertochter oder eine Coiffeuse heiraten!" Der Fall der Serviertochter ist mir klar. Vor der hatte er keinen Respekt, weil er ihr in der Wirtschaft mit grossem Vergnügen einen Stups auf den Hintern versetzte. Und die Coiffeuse war wohl mit zu vielen Leuten in Kontakt, anstatt zu Hause den weiblichen Tätigkeiten zu obliegen und zu stricken ("lismen", wie es bei uns hiess).

Als ich in meiner Zeit in Basel in den frühen 60er Jahren begann, in Europa und in den USA ausgedehnte Geschäftsreisen zu unternehmen, sprach mein väterlicher, streng katholischer Hausarzt zu mir ein paar ernste Worte. Er hatte neben innerer Medizin vor allem Psychiatrie studiert und musste es also wissen. Er vertrat schon damals die futuristische Meinung, die Generation unserer Kinder werde über ihre Lebenszeit in fünf verschiedenen Berufen tätig sein. Und mir hatte man noch bei meiner Anstellung in einer Grossbank 1955 gesagt: "Unsere Bank hat noch nie jemand entlassen und wird dies auch nie tun - ausgenommen, es erschlage ein Angestellter seinen Vater und seine Mutter" Von der Ehefrau sprach man in diesem Zusammenhange nicht! Und plötzlich begann man in den 70er Jahren von der mangelnden Flexibilität des Bankpersonals zu reden. Ach, dieses Bankpersonal hatte man doch zu allem anderen als zu Flexibilität erzogen.

Der Ratschlag meines Basler Arztes in sexuellen Dingen hiess: "Wenn Sie auf Ihren weiten Reisen Lust auf Verkehr mit einer jungen Frau haben, dann leisten Sie sich dieses Vergnügen. Das ist das Gleiche, wie wenn sie ein Praline nehmen! So bewahren Sie sich vor unnötigen psychischen Problemen!" Als treuer Ehemann und Hausvater war ich von diesen Worten zu äusserst erschreckt und geschockt.

Wie ich es schon erwähnte, war die Bank in gewissem Sinne eine unfreiwillige Heiratsvermittlungsanstalt, obschon dies in meinem persönlichen Falle nicht zutrifft. Aber die Schweizerbanken hatten eine von amerikanischen Banken himmelweit entfernte Politik. Wenn ein amerikanischer Bankier reiste, nahm er zu meinen Zeiten in den meisten Fällen seine Gattin mit. Alleinreisen waren verpönt, wohl wegen des von meinem Hausarzt beschriebenen Rezeptes. Die Schweizer Banken waren sparsam. Die Schweizer Bankiers reisten allein und enthaltsam. Wir wollen ihnen ihre Tugenden nicht absprechen.

Und die arrivierten Schweizerbankiers feierten auch ihre Feste möglichst ohne Frauen. Die Frau gehörte doch mit der Schürze in die Küche. Man kaufte ihr nicht Ballroben, wie es die unseriösen Amerikaner taten. Bei einem Anlass, den die Bank organisierte, musste man schliesslich mit den jungen, alleinstehenden Sekretärinnen tanzen und schäkern. Die hätten sich sonst schön gelangweilt. Und die meisten dieser Festessen fanden unter Männern statt. Nie ging es ohne einen spritzigen Apéritif, ein flottes, vier- bis fünfgängiges

Menu gefolgt von 17 Käsesorten und Dessert flambé, begleitet von teuren Burgunder- und Bordeauxweinen und anschliessend den Schnäpsen, Likören und Zigarren. Nach Mitternacht folgte die Mehlsuppe mit dem Bündnerfleisch und der Whiskytime. Es ging zu wie in den Romanen Emile Zola's. Was hätten denn da diese Hausfrauen dazu gesagt? Die konnten sich nachher im Schlafzimmer am Geruch der Zigarren und der Magenwinde ihrer Ehemänner erlaben.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an den ersten Schweizerischen Bankiertag, den ich nach meiner Ernennung zum Vizedirektor im Range, Chef des Finanzanalysebüros, in St. Moritz im Herbst 1964 besuchen durfte. Für mich als in Bankdingen unerfahrenen Neuling schien es selbstverständlich, meine Frau mitzunehmen. Es gab tatsächlich ein von der Vereinigung organisiertes, offizielles Damenprogramm. Doch ich erhielt ein Telephon eines Herrn des Direktionskaderbüros meiner Bank, in dem mir bedeutet wurde, ich könne wohl meine Frau für das Damenprogramm mitnehmen. Während des offiziellen Nachtessens, das unsere Bank ihren Teilnehmern dieses Anlasses spende, könne meine Frau dann eben allein spaziergehen. Man wolle da unter sich sein. Einige Tage darauf kam ein weiterer Anruf. Wir hatten einen neuen Generaldirektor, der vorher in Südamerika für die Bank tätig gewesen war. Und er wollte nun eben seine charmante, südamerikanische Frau mitbringen. "Also, Herr Ittensohn, Ihre Frau kann unter diesen "anderen" Umständen ebenfalls am offiziellen Essen teilnehmen." Allerdings erlitt dieser Walliser "Südamerikaner" vor dem Anlass einen Hexenschuss. Da konnte man meine Frau nicht wieder ausladen, und beim Apéritif bildete sie nun den Mittelpunkt der ganzen illustren Gesellschaft. "Ja, wenn ich das gewusst hätte," sprach ein Direktor aus Bern, der in der Uniform eines Hauptmanns erschienen war, "da hätte ich meine Gemahlin auch mitgenommen." Ach, es hatte ihm doch nur am notwendigen Mut gefehlt. Uebrigens brachte zu diesem offiziellen Nachtessen ein wichtiger auswärtiger Gast einer Korrespondentenbank ebenfalls seine Frau mit. So war doch ein gewisses Gleichgewicht wieder hergestellt.

Den Grossteil der Löhne des Heeres der Schweizer Bankangestellten verschlangen in den 40/50er Jahren die Mieten oder die Hypothekarzinsen des durch den Arbeitgeber finanzierten Eigenheimes. Die "chiquen" Wohnbauten bezeichnete man als "Cervelatquartiere": die Bewohner dieser "Luxuswohnungen" konnten sich nur Cervelats für ihre Mahlzeiten leisten. Den Rest der Löhne beanspruchte das spärliche Haushaltsgeld. Der unheimliche Luxus von 2 Wochen Ferien in einer billigen Pension war schon fast unerschwinglich. Von einem Auto war keine Rede. Viele meiner Kollegen übergaben den Umschlag mit ihrem Lohn jeden Monat ihrer Gemahlin: "Da schau, wie Du zurecht kommst und lass mir ein paar Fünfliber für ein Bier, so dann und wann!" . Als ein Angestellter in den 40er Jahren in seiner Verzweiflung mehr Lohn verlangte, sagte ihm der Personaldirektor: "Ihre Frau muss eben auch Wollstrümpfe tragen, wie die meine." Wie konnte die Frau eines Bankangestellten sich nur den erotischen Luxus von Seidenstrümpfen leisten? Der Personaldirektor war ein strenger Sittenrichter.

Die Löhne waren in Gesamtarbeitsverträgen festgeschrieben und bewegten sich um ein Existenzminimum, das an den Wohn- und Nahrungskosten mit Kinderzulagen bemessen war. Der Bankpersonalverband, als "noble Gewerkschaft der weissen Krägen", katzbuckelte vor den Bankleitungen. Man war mit den Löhnen zufrieden. Für unverdiente Schicksalsschläge konnte Unterstützung gewährt werden. In den späteren Jahren ergab sich auch für die Ehefrauen die Möglichkeit oder die Notwendigkeit, einen Verdienst zu finden. Dies geschah oft, um sich den "unverschämten Luxus" eines Autos zu leisten. Allerdings wurden "doppelverdienende" Ehepaare durch erhebliche fiskalische Belastungen bestraft.

Es ist klar, dass unter diesen Verhältnissen kein Geld für aussereheliche Vergnügungen vorhanden war. Die Moral war gerettet. Nur für die höher bezahlten Kader und Mitglieder der Geschäftsleitungen lagen Seitensprünge im Bereiche der Möglichkeiten und damit auch die Chance zum Partnerwechsel und zur Scheidung. Im paternalistischen Verhältnis der Vorgesetzten zu ihren Schäflein wurde auch auf stabile Eheverhältnisse Wert gelegt.

Ueber das vergangene halbe Jahrhundert hat sich das Blatt gewendet. Zwar wurden die Arbeitsplätze unsicher, doch ich glaube mit der Behauptung nicht zu übertreiben, dass der Bankangestellte kaufkraftmässig seine Bezüge über diesen Zeitraum zum mindesten verdreifacht hat. Dies erlaubt zwar kein ausschweifendes Leben, doch kann sich wohl einer erlauben, einmal ausserhalb des Haages zu weiden, wie es mir einmal ein Bauer in seiner blumigen Sprache sagte. Und ein Partnerwechsel ohne kirchlichen Segen ist heute ohne scheele Seitenblicke der Vorgesetzten möglich. Dies gilt vor allem für die grosse Lebenskrise der 50er Jahre, wenn sich die naturgegebene Zeugungskraft der alternden Männer den jungen Frauen im gebärfähigen Alter zuwendet. Von alternden Schriftstellern und Musikern heisst es oft, sie hätten sich ihre Inspirationen bei erheblich jüngeren Damen geholt, die jedoch vor diesen Nachstellungen eher Ekel empfanden. Als Beispiele wären Schopenhauer, Grillparzer und Bruckner zu nennen. Emile Zola hat der Waschfrau ein Kind gezeugt, Karl Marx der Dienstmagd. Der französische Staatschef François Mitterand wandte seinen Appetit Damen aus "besseren" Kreisen zu. Mit einem Genfer Arzt sprach ich von dieser Anziehungskraft von Damen des ersten Lebensviertels auf die Männer des letzten Lebensviertels. Sein lachender Kommentar lautete: "Aber eine solche neue Jugend ist doch sehr erfreulich!" Da erinnere ich mich an eine Inschrift an einem Kachelofen in einer Basler Zunftstube: "Hüte Dich vor Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen!"

Wie viel einfacher geht es doch im Bienenstaate zu. Wenn die männliche Biene, die Drohne, ihre Begattungspflicht erfüllt hat, wird sie schlicht und einfach zu Tode gestochen. Im Menschenstaat haben die Männer all ihre "wichtigen" wirtschaftlichen Tätigkeiten erfunden, um einem solchen unbarmherzigen Schicksal zu entgehen. Und sie haben erstaunlichen Erfolg mit diesen erfindungsreichen Strategien.

Ein schwieriges Kapitel waren in meiner Jugendzeit die Homosexuellen. Das waren damals noch die widernatürlichen Sünder. Nach Auffassung meiner spiessrischen Umgebung war das doch eine reine Willenssache. Wenn eine oder einer wirklich wollte, konnte sie oder er schon recht. Um Gotteswillen, einer meiner guten Freunde vertraute sich mir einmal in einer äusserst traurigen Situation an. Sein Geliebter hatte ihn verlassen. "Diese Hure ist mit einem anderen durchgebrannt!" Vielen Liebeskummer habe ich in meinem Leben sehen müssen. Doch diese Szene hat mir fast das Herz gebrochen. Was soll man einem solchen weinenden, tobenden Kraftmenschen denn sagen, der alle Fassung verliert und sich am Boden windet? "Du bist ein Sünder - und sollst Dich bessern??" Dieses Ende des 20. Jahrhunderts hat doch in vielem Besserungen gebracht.

Ich kann es mir nicht verkneifen, eine Sexgeschichte nachzuerzählen, von der Chateaubriand in seinen "Mémoires d'Outre-Tombe" berichtet. Als er in seiner Biographie beim Jahr 1788 mit seinem "einsamen(?)" Leben in Paris anlangt, erinnert er sich an die sexuellen Abenteuer von Jean-Jacques Rousseau, deren Erwähnung in dessen Lebenserinnerungen ihm als überflüssig erscheint. Dagegen hatte ihn eine von Marschall Bassompierre gegen Ende des Jahres 1606 geschilderte Begegnung erstaunt. Als dieser Bassompierre jeweils den Pariser Petit-Pont überschritt, machte ihm eine schöne Frau, Wäscherin in der Firma "Les Deux-Anges", grosse Reverenzen und folgte ihm mit ihren Blicken solange sie konnte. "Mein Herr, ich bin ihre Dienerin", soll sie ihm gesagt haben, als er an ihr vorüberging. Bassompierre verabredete ein Rendez-vous. Sie empfing ihn in einem feinen Hemd und einer grünen Jupe, mit Pantoffeln an den Füßen und gehüllt in einen Schlafrock. Sie gefiel ihm sehr. Er fragte, ob er sie nicht ein weiteres Mal treffen könne. "Ja, sie können mich bei meiner Tante treffen, die in der Nähe der "Halles" wohnt, an der Rue de l'Ours, bei der dritten Türe auf der Seite der rue Saint-Martin; ich erwarte sie von zehn bis Mitternacht und noch später; ich lasse die Türe offen. Bei dem Eingang, wo meine Tante schläft, gehen sie schnell vorbei und kommen auf den ersten Stock, wo ich wohne." Der Marschall fand sich ein, fand die Tür geschlossen, aber eine ungewöhnliche Beleuchtung erhellte den ersten Stock. Als er an der Tür klopfte, fragte ihn eine Männerstimme, was er wolle. Schliesslich öffnete sich die Tür, und er stieg zum ersten Stock. Dort fand er den brennenden Stroh des Bettes und zwei Leichen auf dem Tisch. Als er auf die Strasse hinunterstieg, kamen ihm die Totengräber entgegen, und er musste sich mit seinem Schwert den Weg bahnen.

Ich weiss nicht, ob Schweizer Bankiers solch makabere Begebenheiten bei ihren Liebesabenteuern widerfahren sind. Aber ich kann mich an eine Geschichte eines jungen Vertreters dieses seriösen Berufes erinnern. Und "Si non è vero, è ben trovato" - Ist sie nicht wahr, ist sie gut erfunden. Nach einem angestregten Tag in London schlenderte dieser junge Freund in den 60er Jahren durch die Strassen von Soho. "Siehst Du den Mond über Soho?", heisst das schöne Liebeslied in der Dreigroschenoper von Brecht/Weil. Vor einem Hauseingang sprach ihn ein Mann an. "Für X £ können sie eine Gruppe nackter Frauen sehen, für ein Aufgeld dürfen sie deren Körper betasten und wenn sie noch mehr bezahlen,

können sie sich da eine Stunde vergnügen!“ Der junge Lüstling bezahlte den höchsten der erwähnten Preise, und der Vermittler sagte, er komme gleich wieder; er müsse nun die Sache erst organisieren. Dass der Vermittler nie mehr wieder kam, ist natürlich traurig, doch immerhin blieb diesem Abenteurer der Anblick von zwei Leichen erspart, wie er den Marschall Bassompierre 3 1/2 Jahrhunderte früher erschreckt hatte.

Gerne stellen sich reisende Geschäftsleute den Reiz der Liebe in exotischen Gegenden vor. So erging es auch den Offizieren Napoleons bei der Eroberung Aegyptens vor 200 Jahren. Die Wirklichkeit war aber von den Träumen weit verschieden. Während zu Hause erregende Liebesspiele die Vorfreude erregten, sei es bei den Aegypterinnen nur um möglichst schnelle Befriedigung gegangen. Da verbleibt nur die alte Maxime: “Bleibe im Hause und nähre Dich redlich!”

Beim Durchlesen dieses Kapitels im Jahre 2007 (ich stehe im 82. Lebensjahr) kommt mir ein kürzliches Erlebnis in den Sinn. In einem Club stand ich mit einigen wichtigen Genfer Persönlichkeiten zusammen. War es als Witz gemeint? Einer der Herren sagte, der oberste Leiter einer Schweizer Bank habe gleichzeitig seine Frau und seine Sekretärin geschwängert. - - - Betretenes Schweigen ringsherum. Nur ich meinte bemerken zu müssen, eine solche Leistung könnte ich leider nicht mehr vollbringen - - - Noch betreteneres Schweigen bei den hohen Persönlichkeiten. Ich konnte ein Lächeln nicht verkneifen und habe damit meinen Buchtitel verleugnet.